

Das Bild des Schwaben mit der Seele suchend

Helmuth Dölker

Ist es erlaubt, ziemt es sich, das Iphigenie-Zitat im Wortlaut sowohl wie im Sinn abgewandelt als Überschrift hierher zu setzen? Es sei! Und wer es ungehörig findet, möge Nachsicht üben!

Es ist nicht das Ziel dieses Beitrags, wieder einmal eine Wesensbeschreibung der Schwaben zu versuchen (das zu tun, wurde schon in der neuen Landesbeschreibung Band I S. 424 f. umgangen!). Nur ein paar Anmerkungen zur gegenwärtigen Lage zu geben, ist geplant. Das scheint empfehlens- und wünschenswert, ja vielleicht gar nötig angesichts der «Nostalgiewelle», die über uns alle hereingebrochen ist. Fast lächerlich will alles dem erscheinen, der sich vor kurzem noch aufgeregt, geärgert hat über die urteilslose und unreife Zurückdrängung, ja Verneinung des Vergangenen und damit auch des sogenannten Heimatlichen – gemeint sind die in der geistigen und gegenständlichen Überlieferung begründeten, zumeist unbewußt wirkenden Bindungen des einzelnen an das Land seiner Geburt, besser seiner Kindheit und seiner Jugendzeit. Unvermutet findet er sich in einer Flut von heimatlicher Literatur aller Art, steht er einer Hochblüte der Mundartdichtung gegenüber, einer Mundartdichtung aus der Feder (ausdrücklich: Feder, nicht: Mund!) mehr oder weniger Berufener über mehr oder weniger mundartgerechte, d. h. mehr oder weniger mögliche und unmögliche Vorwürfe. Er nimmt zur Kenntnis, daß sich hochstehende Bühnen ernstlich der Erzeugnisse annehmen, daß das Fernsehen einer Diskussion unter ihren Autoren über Stunden hin seine Kanäle öffnet und daß dabei u. a. auch gesagt wird: *Wer heute etwas auf sich hält, spricht heute wieder Mundart.* Er hört mit Verwunderung im 3. Programm von Stuttgart offiziell die Antwort auf eine Anfrage von außen: *Soweit ich sehe, die ganze Literatur stellt sich jetzt allmählich auf den Dialekt um, und wir müssen damit rechnen, daß der Dialekt wieder eine größere Rolle spielt.* Und er hört gar mit ungläubigem Staunen, daß sich die Landesregierung mit dem Gedanken trägt (oder getragen hat?), Preise für Mundartstücke zu stiften, und er erfährt als weniger erregend, jedoch sehr kennzeichnend, daß im Februar über 14 Tage hin in Reutlingen in Verbindung mit einem internationalen Verlegertreffen schon zum zweiten Mal «Mundartwochen» mit reichlichen Lesungen abgehalten wurden, daß im vergangenen Herbst ein «Internationales Dialektinstitut» gegründet wurde, daß vor kurzem in Oberschwaben Literaturtage mit Vorträgen und Lesungen, auch von

neuen Mundartdichtern und mit einem «Dämmer-schoppen mit Dialektdichtung» abgehalten wurden, daß in Winterstettenstadt im August zur 60-Jahr-Feier der Stadt Mundartlesungen stattfanden, und er kann in der Tageszeitung Werbeanzeigen in diesem Stil finden: *Mir ganget zur AWG.* Daß Mundartliches auch im «Schwäbischen Lesebuch» (Operativ Autoren Verlag, Augsburg) aufgenommen ist und in der literarischen Zeitschrift «Tübinger Texte» erscheint – beide nicht im Verdacht altväterischer Prägung –, sei am Ende dieser Aufzählung noch vermerkt.

All das berührt den Beobachter so wunderbar wie die Räder vom alten Bauernwagen vor dem in Betonarchitektur ausgeführten Eigenheim des Nicht- oder Nichtmehrbauern, wie der mit Zierblumen ausgefüllte Schubkarren oder Mistbutten im Vorgarten – sei das Gerät nun echt, noch die Spuren der Arbeitshand tragend, oder schon in Serie auf alt nachgemacht. Mehr braucht kaum noch gesagt zu werden, wenn nicht das, daß wir im deutschen Südwesten mit diesen Bekenntnissen zum Vergangenen nicht allein stehen: Nostalgie gilt überall viel. «Nostalgie» – zu deutsch? Das Wort ist noch nicht verzeichnet im WAHRIG von 1968, bei KÜPPER (1955 u. a. bis dtv 1971), bei G. HELLWIG (Humboldt-Taschenbuch 187, 1972); dagegen verzeichnet es 1933 PEKRUN mit der Bedeutung «Heimweh». Dieses Wort erscheint uns zwar etwas eigenartig für den Sinn, den der heutige Deutsche mit «Nostalgie» meint, doch als immerhin deutsches Wort einwandfrei. Bei näherem Zusehen jedoch ergibt sich, daß das Wort Heimweh vor 1592 im Deutschen nicht belegt ist und damals als Lehnübersetzung von *nostalgia* aufkommt. Vorher war die Bedeutung gedeckt durch das Wort «Jammer», d. i. Zustand des Traurigseins, der Betrübnis, der Sehnsucht; dieses gilt besonders in den südlichen Teilen des Schwäbischen noch heute, und «Jomer» bezeichnet dort allgemein die Sehnsucht nach Verlorenem, beim Menschen vor allem nach der Heimat, bei Muttertieren nach dem Jungen. Daneben gibt es im Schwäbischen, was in einer Mundart nicht überrascht, früher sehr geläufig, noch die zeitwörtliche Wendung *and tun nach etwas.*

Wie, wenn die Freunde der «Nostalgie» (griechisch wörtlich «Rückkehrleiden») alle wüßten, was das Modewort heißt? Und wie, wenn sie dafür «Jammer» oder «es tut mir and» sagten? Unbändiges Lachen oder das bekannte Vogelzeigen wäre beim Ge-

sprachsgenossen die Folge. Leider, denn wer schon nostalgisch empfindet, müßte sich auch an solchen Zeugen überkommener Mundart freuen und sie rasch aufnehmen und verwenden. Doch welcher Irrsinn, so etwas auch nur auszusprechen! Eben aus dem Verhalten an solchen Entscheidungspunkten läßt sich ja die Zwiespältigkeit der Nostalgiewütigen erkennen, von der sie selbst natürlich keine Ahnung haben. Es ist genau dasselbe wie beim Besitzer eines rustikal eingerichteten Hauses mit imitierter Fachwerkfassade: er wäre empört, wollte man ihm zumuten, auch die sonstigen ehemals geltenden Bedingungen des Wohnens in einem solchen Haus zu übernehmen (wobei das Plumpsklo noch eine der fortschrittlichsten wäre). In beiden Fällen wählt man nur das aus, was einem besonderen Eindruck macht und was auch nach außen der Wirkung sicher ist, also beim Haus das allgemein Sicht- und Greifbare, in der mundartlichen Sprache die ungehobelte Redewendung, das grobe Wort, den derben Fluch. Ist das alles nicht nur Formel für Einzelteile und Einzelzüge eines Ganzen? Dieses selbst bleibt auch dem perfekten nostalgischen Tun unerreichbar, denn seine Zeit ist vorbei, und die Bedürfnisse des heutigen Menschen können mit dem Mittel der Vergangenheit nicht befriedigt werden, mögen die naive Freude daran und das Glück darüber noch so groß sein. Schade ist es nur, wenn solche, denen ein tieferer Einblick in die Zusammenhänge zugetraut werden kann, mit ihrem Wissen und ihren Fertigkeiten helfend eingreifen, um den Konsumenten den Nostalgiebrei möglichst nahrhaft zu kochen. Doch auch sie haben das Recht zu leben und brauchen dazu den Unterhalt – ob Architekt, ob Baumeister, ob Autor, ob Verleger, ob Sortimentier. Wer läßt sich nicht gern von einer tragenden Welle emporheben?

In diese Zusammenhänge gehören zum einen diejenigen, die in Mundart dichten. (Derjenige, der die ihm vertraute Mundart noch natürlich spricht als seine Sprache, dichtet im allgemeinen ja nicht, und schon gar nicht in Mundart – das war nie anders, das wird auch über unseren engeren Raum hinaus und für die Vertreter der jungen politischen Mundartdichtung gelten, wenn man einmal von der besonderen Situation im Elsaß absieht.) Aber dazu gehören auch die anderen, die, welche das vergangene Bild der Heimat und ihres Menschen pflegen, aus welchen Gründen es auch immer sein mag. Hier gehen die Gedanken wohl zu den Schwabendarstellern auf der Bühne, hierzulande schlechthin zu WILLY REICHERT und OSCAR HEILER, und zu den Neudrucken älterer einschlägiger Werke wie etwa den GRIESINGERSchen Silhouetten unter dem Titel «Schwäbische Arche Noah», ganz neuerdings der

hervorragenden «Schwäbischen Literaturgeschichte» (RUDOLF KRAUSS) und der «Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung» (AUGUST HOLDER). Dann fallen einem Titel ein wie «Schwäbische Silhouetten» (1962), «Schwäbische Wünschelrutengänge», «Schwäbische Curiosa» oder «Schwaben unter sich» – in reicher Zahl füllen solche Erzeugnisse den Buchmarkt. Alle wollen sie, ob wörtlich ausgedrückt oder nicht, ihr Teil zum Bild des Schwaben beitragen.

Der Strom der Bemühungen um das Selbstverständnis der Schwaben hat also wieder zu fließen begonnen. Er wird, kaum läßt sich daran zweifeln, von derselben Quelle gespeist wie die neuerwachte Mundartbegeisterung, bei den Schwaben also aus dem «Jomer», der Sehnsucht nach Verlorenem.

Hat es das früher auch gegeben, das eindringende Besinnen um einen Hauptnenner des schwäbischen Wesens? Oh ja! Es scheint tatsächlich in Wellen vor sich gegangen zu sein bzw. vor sich zu gehen.

Im Mittelalter stehen am Anfang Andeutungen zu meist spöttischer und neckender Art über den Stammescharakter, die sich da und dort verstreut in Werken der Literatur, zahlreicher in der sagenhaften Überlieferung, in Sprüchen, in Redensarten und Sprichwörtern finden. Bei den nicht selten sehr kurzen und oft nicht sicher deutbaren Aussprüchen, doppelt unsicher, wenn sie aus dem Mund von Stammesnachbarn kommen, lassen sich keine klaren Erkenntnisse holen. Das noch weniger durch den, der sich die Mühe macht, die jeweils genannten Tugenden und Untugenden zusammenzustellen, und dabei findet, daß am Ende unter dem Strich ein ganz normaler, von seinen Artgenossen wenig unterschiedener Mensch steht.

Reicher fließen die Quellen am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit. Da begegnet man einschlägigen Äußerungen bei LUTHER, bei MELANCHTON, bei ULRICH VON HUTTEN, natürlich bei den Kosmographen und z. B. auch bei dem Sprichwörter-sammler SEBASTIAN FRANK. Er hat AUGUST LÄMMLÉ das Motto zu seinem «Goldenen Boden» geliefert: *Schwabenland ein Edel Land / an Gelegenheit und Fruchtbarkeit / Berg / Wäld / Äcker und Gärten / wol erbaueten Stetten / Schlösser / Clöster und Dörffer / guter Speiß und Geträncke / gesunden Wassern / frischer Luft / Sitz des eltesten / edlesten / sittsamen / holdseligen / arbeitsamen / streitbaren / kunstreichen und Gottesfürchtigen Volcks* – – – denn er – SEBASTIAN FRANK war unser!

Mit dem 17. Jahrhundert setzen dann Reiseberichte ein, aus denen sich bis ins 19. Jahrhundert herein viel holen läßt. Da ist die Rede etwa von der Schwaben Einfalt, ihrer Schlaueit und Schelmerei, von

Gemütlichkeit, Ernst, Fleiß, Vorsicht, Überlegtheit, Zurückhaltung, Treue, Rechtschaffenheit, Eigenliebe, Formlosigkeit, Gastfreiheit, Ordnungsliebe, engstirniger Verböhrtheit, Blindheit in der Liebe zum eigenen Land.

An die Reiseberichte lassen sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts leicht noch Äußerungen von nichtschwäbischen Politikern und Gelehrten anschließen. KARL AUGUST VARNHAGEN VON ENSE, HEINRICH VON TREITSCHKE, GERVINUS seien als deren Vertreter namentlich genannt. Sie haben ebenfalls insgesamt Lobendes zu sagen wie neben ihnen auch etwa KARL IMMERMANN, JEAN PAUL, JOSEPH GÖRRES, LUDWIG BÖRNE, KARL JULIUS WEBER, WILHELM VON HUMBOLDT und LUDWIG TIECK oder WILHELM HEINRICH RIEHL.

Jedoch: wo ist das Volk, wo der Stamm, von dem man Ähnliches nicht auch berichten könnte? Und da das Löbliche zumeist im Vordergrund stand und deutlich ausgesprochen war, hatten es die Reiseberichte und die Gelehrtenurteile nicht schwer, dem Schwaben, dem dann und wann auch politische Einsicht zugeschrieben wurde, wie Öl hinunterzugehen und ihn vorzubereiten auf die Eigenbesinnung über sein Wesen, die ungefähr mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzt – schon früher, wenn man Schiller mit seinem «Graf Eberhard der Greiner von Württemberg» dazu nimmt und neben dem stolzen Mahnruf an die Welt *dort außen* nicht vergißt, daß das Schwabenland *manchen Mann, auch manchen Held / im Frieden gut und stark im Feld* geboren habe.

Auch diese Eigenbesinnung verläuft nach Art der Gezeiten mit jeweils leicht voneinander verschiedenen Untertönen. Den Anfang macht die nüchtern abwägende, durchaus nicht unkritische Beschreibung des schwäbischen Volkscharakters von GUSTAV RÜMELIN, die 1863 und 1884 in den ersten Ausgaben der amtlichen «Beschreibung des Königreichs Württemberg» erschien. In klassischer Vortrefflichkeit wird hier ein auf den natürlichen wie auf den geschichtlichen Gegebenheiten des Landes beruhendes, wohlgeordnetes, in seinen einzelnen Zügen kurz und treffend begründetes Bild entworfen. Beim Lesen wird man fast neidisch auf die Fähigkeit des Verfassers zu einer solchen Meisterleistung, sowohl im Inhalt wie im sprachlichen Ausdruck (der ganz ohne die verbalen und syntaktischen Ungeheuerlichkeiten unserer Tage auskommt und deshalb jedem Mitdenkenden leicht verständlich wird). Der Aufsatz schließt mit zwei Nebenbemerkungen, die jedoch gerade für unseren gegenwärtigen Zweck von der größten Bedeutung sind. Da heißt es: *Das vorstehende Charakterbild hatte zunächst nur die Nord-*

und Niederschwaben, die Bewohner des Neckarlandes, des Schwarzwalds und der Alb im Auge und ist auf den Oberschwaben in vielen Punkten weniger anwendbar . . . Und noch in anderem Sinne als der Oberschwabe bildet in Württemberg der Franke nur den Ausläufer eines Stammes, der jenseits der Landesgrenze seine vollere Heimat hat. Und daran anschließend: Außer diesen Grundformen der Stämme sind mancherlei Mischungen und Schattierungen zu bemerken, die durch das Hinzutreten geschichtlicher Erinnerungen und der konfessionellen Unterscheidung gebildet oder verstärkt werden. Wer ernstlich zwei weitere kleinere Bemerkungen RÜMELINS aus der Mitte seiner Beschreibung heraus danebenstellt, der geht ziemlich gewappnet weiteren Versuchen der Darstellung des Stammeswesens entgegen: Wenn endlich manche Schriftsteller auch Treue, Rechtlichkeit, Wahrhaftigkeit als schwäbische Charakterzüge aufzählen, so sind dies Eigenschaften, die ihrer Natur nach nicht wohl das Monopol einzelner Stämme sein können, und man wird sich mit der Anerkennung begnügen müssen, daß jene Tugenden in Schwaben wenigstens nicht seltener zu treffen sind als in andern deutschen Ländern, heißt es im einen Fall, im andern: Man ist gewöhnt, aus niemanden viel Wesens zu machen. Das Uhlandsche Wort: «Ich schwör' auf keinen einzeln Mann, denn einer bin auch ich» ist ein echt schwäbisches. Vieles, was RÜMELINS Vorgänger im Bemühen, «das Bild des Schwaben mit der Seele» zu suchen, und die meisten seiner späteren Nachfolger großzügig übersehen oder übergangen haben und noch übersehen und übergehen, wird dadurch in vornehmer Andeutung auf den Boden der Tatsachen gestellt.

Es geht zum einen um die Frage, wie weit der Begriff Schwaben reicht und wer darunter zu verstehen ist, zum andern um die, inwieweit es überhaupt angeht, von dem Schwaben schlechthin zu sprechen, das Bild des Schwaben zu malen. Beifügen ließe sich auch die Frage, ob jemand imstande ist, bei seinem Versuch zur Erfassung säuberlich zu scheiden, was wirklich bloß bei den Schwaben zu finden ist und nicht auch andere Völker oder Stämme im Guten wie im Bösen kennzeichnet.

Ehe diese Fragen angegangen werden, sollte noch kurz die Rede von den «Nachfolgern RÜMELINS» sein. Die zeitlich Nächsten standen ohne Zweifel unter seinem Einfluß. So etwa FRIEDRICH THEODOR VISCHER mit seinem berühmten Passus über seine Landsleute und Stammesgenossen im «Auch Einer»: *Meine sie nun zu kennen, diese Schwaben. Schwerblütig, unvermögend, sich aus sich herauszuleben. Wie leichtlebig dagegen selbst unsere mitteldeutschen Stämme! – Und dabei merkwürdig starkes Stammesgefühl. Meinen, ihre Eigenheiten seien bessere, eigenere Eigenheiten als die Eigenheiten anderer Stämme. Meinen, sie*

haben die Gemütlichkeit gepachtet . . . Nachdenkliches Wesen, viel Talent, aber da stellt sich das T und L um: Talent bleibt latent. Sind so gescheit wie nur irgend jemand, haben aber wie die Schildbürger beschlossen, heimlich gescheit zu sein. Will nichts heraus. Kein Zusammenleben, keine Gesellschaft – denn verhockte Wirtshauskreise sind nicht Gesellschaft –, kein Gespräch. Man trifft freilich im kleinsten Winkel vereinzelt unterrichtete Menschen, wenn man sie anbohrt, oft und viel, – guter Verstand überall. Aber kein Gespräch, will sagen kein geselliges, verbreitetes, Städte durchfliegendes Ventilieren neuer Dinge, die jedermann interessieren. Kein warmes Wort, kein lebendiger Ideenstreit über neue Bücher, Theaterstücke, Kunstwerke, aufregende politische Ereignisse oder Fragen. Scheint mir auch verstockter Eigensinn zugrund zu liegen, machen Gesichter, die sagen: jetzt, weil jedermann davon spricht, weil alle Welt meint, davon müsse die Rede sein, jetzt gerade erst recht nicht. – Sind übrigens auch fremdenscheu, fremdeln . . . Halten sich in ihrer Selbstliebe für besonders ehrlich, solid, reell – während es mit der Gewissenhaftigkeit in Handel und Wandel, im Handwerk um kein Haar besser steht als irgendwo in unserer Zeit . . . Summa: Völklein schwer zu begreifen; Gutes und Schlimmes verknäuelte wie kaum irgendwo. Überrascht aus einer engen Existenz die Welt auf einmal mit einem Schiller, Schelling, Hegel. Vielleicht kann man sagen: unter dem dichten, knorpligen Schildkrötenschild ein stets gesparter, obwohl auch viel zu sehr gesparter Schatz von Talent und Kraft. Dies die mildeste Ansicht und billigste Entschuldigung. – Nur der Lebtage von der Gemütlichkeit sehr verdammenswert, erregt Überdruß. . . . Das ist übrigens auch wahr: keinen einzigen blasierten Menschen habe ich gefunden, und bin doch mit vielen umgegangen. Dies besagt nicht wenig.

Es möge entschuldigt werden, daß hier die herrliche Suada voll gescheiter und scharfer Kritik am Wesen des Opfers, zugleich aber auch an denen, die dieses schon haben erfassen wollen, nur verstümmelt vorgeführt wird; sie ist ja im ganzen Wortlaut leicht nachzulesen, und dazu möge sich jeder dringend aufgefordert fühlen (übrigens auch dazu, GUSTAV RÜMELINS Ausführungen zur Hand zu nehmen).

Von denen, die vermutlich unter dem Einfluß der gepriesenen Meisterleistung geschrieben haben, verdient der treffliche Landesgeschichtler KARL WELLER Erwähnung mit den viereinhalb Seiten, die er in dem Heftchen «Württemberg in der deutschen Geschichte» (1900) dem Thema gewidmet hat. Er drückt vor allem entschiedenen Zweifel an den angeblich angeborenen Stammesunterschieden aus und sagt, nach seiner Meinung sei, was man die hervorragenden Eigenheiten des schwäbischen Charakters bezeichnet hat . . . in beständigem Fluß begriffen und ebenso der Wandelbarkeit unterworfen wie im Grunde die beson-

deren Charakterzüge aller Völker oder Völkergruppen überhaupt. An anderer Stelle sagt KARL WELLER – für 1900 unglaublich modern anmutend: Was man als den schwäbischen Volkscharakter herausgestellt hat, ist gewöhnlich nur von der gelehrten Schicht, den Gebildeten abgezogen; ein Versuch, den Durchschnitt aus allen Stammesangehörigen zu geben, hätte das Bild wesentlich verändert und in seinem Umrissen vereinfacht – und kurz darnach: Was man als schwäbischen Charakter bezeichnet hat, ist auch fast ausschließlich den Altwürttembergern entnommen und mit Unrecht verallgemeinert worden. Mit Nachdruck weist WELLER auf die geschichtlichen Bedingungen bei der Ausbildung bestimmter Stammesmerkmale hin. Daß ALFRED WEITNAUER aus der Praxis seiner persönlichen Beobachtung in einem Büchlein «Die Bayern und die Schwaben» (1971) in ausgewählten Lebenslagen und gegenüber ausgewählten Lebensfragen solche Stammesmerkmale treffend gegeneinander gestellt hat, sei als Anmerkung gestattet.

Auch RUDOLF KRAUSS folgt RÜMELINS Gedanken. Er darf mit dem Eingangskapitel zu seiner «Schwäbischen Literaturgeschichte» (1897) nicht vergessen werden. Da betont er u. a., daß sich die Schilderung eines Volkscharakters darauf beschränken müsse, die der Mehrheit eigentümlichen Züge unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen, und man dürfe nicht von ihr verlangen, daß sie auf jeden einzelnen oder auch nur auf alle Teile des Volkes gleichmäßig passe. Und auch KRAUSS weist mit Nachdruck auf die prägende Kraft aller natürlichen und geschichtlichen Umstände hin.

Damit mag es zur Welle der ernsthaften wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema Schwabenbild in den Jahrzehnten vor und um die Jahrhundertwende genug sein. Die Allgemeinheit scheint keinen Hunger mehr darnach gehabt zu haben, bis nach 1918 – als mittelbar hergehörig soll nebenbei auf den Aufsatz von THEODOR HEUSS «Schwaben und der deutsche Geist» von 1916 hingewiesen sein – zusammen mit dem Suchen nach einem standfesten Lebensgrund auch das Nachdenken über den Stamm und sein Wesen wieder aufkommt; aufs neue wendet man sich auch literarisch den Fragen wieder zu. Jetzt wirkt mit seinen in der Sache zwar etwas engen, in der Fassung aber höchst eingängigen Formulierungen AUGUST LÄMMLE. Den meisten Autoren sonst geht es jetzt allem nach darum, die der Mehrheit eigentümlichen Züge unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen. Oder wollen sie gar noch weiter gehen und den Hauptschlüssel zum gesamten Wesen der Schwaben finden? Das scheint tatsächlich drei maßgeblichen Denkern fast gleichzeitig zu gelingen:

PAUL SAKMANN, THEODOR HAERING – diesen beiden bei nachdrücklicher Beschäftigung mit HEGEL – und HEINZ OTTO BURGER – aus seinen Studien zur schwäbischen und deutschen Geistesgeschichte heraus – kommen zwischen 1929 und 1934 zu der einleuchtenden Formel *sowohl – als auch* im Gegensatz zum *entweder – oder* des «norddeutschen Menschen»: diese Formel deutet auch die extremen Spannungen des schwäbischen Wesens. Und sie wird aufgenommen; in Tageszeitungsbeiträgen wie in Vorträgen und Gesprächen verschiedener Höhenlage wiederholt sie sich. Wie es jedoch mit Formeln auf dem Gebiet des Geistes und der Seele geht, sie kommen leicht in viele Hände und dabei gerne auch in die unrechten, und im Lauf der Zeit greifen sie sich ab und verlieren an Gehalt. Das *sowohl – als auch* ist eben zu einfach, wenn es nicht wenigstens dann und wann ergänzt wird durch das gleichgerichtete, aber im Feld der Verneinung angesiedelte *weder – noch*.

Die Zeit ging darüber hin, auch die Jahre des Nationalsozialismus. Seine Chefdenker und Wortführer, wenn sie auch das rassistische Element in den Stämmen betonten, konnten mit Fragen nach der Sonderart der deutschen Stämme wenig anfangen; und hinterher, als die NS-Jahre vorbei waren, lagen ganz andere Probleme auf dem Tisch, nämlich die des Fortbestehens und die des Überlebens unter den neuen Bedingungen.

Damit ist der Anschluß an den Eingang dieser Ausführungen beinahe hergestellt. Allerdings ist aus der Nazizeit noch nachzutragen, daß 1936 ein originelles und gescheitertes Büchlein «Schwäbisch» von SEBASTIAN BLAU erschien, dessen Verfasser JOSEF EBERLE sich damals allerdings nicht mit Namen nennen durfte und das aus den Auslagen der Buchhandlungen in Württemberg zu verschwinden hatte; später nannte EBERLE sein Opus mit einer Anleihe bei dem Chronisten der Herren VON ZIMMERN «Ob denn die Schwaben nicht auch Leut wären». Schon daraus geht hervor, daß auch er eine Art von Verteidigung seiner Landsleute und Stammesgenossen zum Ziel hatte, und auch diesem Buch kann der Vorwurf nicht ganz erspart werden – und er wurde nicht selten gemacht –, daß es *die Schatten des schwäbischen Wesens allzu schämig verdeckt* – der Verfasser gibt das in Erwartung der Kritik auch selbst zu. Das Sprichwort vom Eigenlob sei ihm eingefallen, als er das Kapitel «Schwabenspiegel» begonnen habe, und daraus erklärt es sich wohl, daß am Anfang dieses Kapitels die oben zitierte bissige Volkscharakteristik aus «Auch Einer» ausführlich gedruckt steht. Zu seiner eigenen Verteidigung hat EBERLE dann später gesagt, *der Entdeckerfreude der Andern* müsse

auch noch etwas vorbehalten bleiben – und er meinte damit die Schwächen des Volkscharakters, von denen er weniger gesprochen habe.

Etwas kann man JOSEF EBERLE nicht vorwerfen: für ihn, den «Neuwürttemberger», ist Schwabe nicht mehr gleichbedeutend mit Württemberger im Sinne von Altwürttemberger. Das Oberland mit seiner anderen Art, mit seinen Festen und seinem Alltagsbrauch wird so wenig wie die Rubrik Fasnet verschwiegen; immer wieder taucht das alles in dem Buch auf. Sollte etwa AUGUST LÄMMLE in seiner «Reise ins Schwabenland» Nutzen daraus gezogen haben? Und manche anderen später auch, die sich bisher (bisweilen in der Form von Serienbüchern im Dienst größerer Verlage) um leicht verständliche, eingängige zusammenfassende Darstellungen der schwäbischen Art versucht haben?

Ohne Zweifel liegt allen Genannten und Ungenannten Schwabenart und Schwabentum am Schwabenherzen, und das gibt natürlich Vorbelastung auf dem Weg zu stolzem Eigenlob, wenn auch – ja, wie es eben schwäbischer Art entspricht, wir wissen das aus eigener Erfahrung, die durch die zahlreichen literarischen Charakterisierungen bestätigt wird! – nicht in wörtlich ausgesprochener Form, nur hehlingen! Man ist sich dieser Schlagseite – auch hehlingen – bewußt; ob sie im Zusammenhang mit dem *Trauma der Minderwertigkeit*, auf das FRITZ RAHN (1962) seine Studien zur schwäbischen Mundart geführt haben, zu sehen ist, mag zu weiterer Überlegung hier gefragt werden. Einzelne sprechen sogar davon als von einem Fehler, so wieder SEBASTIAN BLAU (in einem Vortrag vor der Konferenz der deutschen Erziehungsminister in Stuttgart-Hohenheim am 19. Februar 1948): . . . *und noch mehr fürchte ich, aus unserem Stammesbewußtsein heraus in die Unart selbstgefälliger Nabelschau zu verfallen.*

Die große Sammlung «Schwäbischer Lebensbilder», seit 1940 von der damaligen Württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegeben, 1960 umbenannt in «Lebensbilder aus Schwaben und Franken», leitet gedanklich zu der neuen Welle der Beschäftigung mit den Schwaben und ihrem Wesen hinüber. Vielleicht war man der reflektierten Gesamtbetrachtungen noch in der NS-Zeit müde geworden; viele einzelne Schriftsteller und Gelehrte, die von «der Partei» abgelehnt wurden und deren Äußerungen nicht erwünscht waren, suchten dazuhin Zuflucht auf dem sicheren Feld der Vergangenheit und in der partei-neutralen Beschäftigung mit Persönlichkeiten früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte. Das darf als sicher angenommen werden für ERNST MÜLLER mit seinen «Stiftsköpfen» (1938!) und mit den «Schwäbischen Profilen» (1949), ebenso für

das ROBERT BOSCH-Buch von THEODOR HEUSS (1946). Wahrscheinlich ist es auch anzunehmen für HERMANN MISSENHARTERS «Schwäbische Essays» (1947) und für HERMANN WERNER – ERIKA NEUHÄUSER «Die Schwäbin» (1947), ein zwischen Sammel-schilderungen zu sachlich und örtlich gebundenen Themen und Biographie liegendes Buch.

In dieser Wendung des forschenden Blicks auf die Schwaben der Vergangenheit noch in der Zeit des «Dritten Reichs» («Stiftsköpfe» schon 1938!) haben die «Lebensbilder aus Schwaben» ihre Wurzel. Ihnen folgten PETER LAHNSTEIN mit seinen «Schwäbischen Silhouetten» (1962) und mit anderen seiner Werke, FRIEDRICH SEEBASS mit den «Schwabenköpfen» (1958) und auch der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein, der seit 1965 eine Reihe «Lebendige Vergangenheit – Zeugnisse und Erinnerungen» herausgibt. Die neuesten Sammelbände entsprechender Art wie die «Schwäbischen Curiosa» sind oben bereits genannt.

Biographische Studien und Lebenserinnerungen von Schwaben aus älterer Zeit haben also jetzt das Wort, haben das Nachdenken über einen «Generalnenner für schwäbisches Wesen» abgelöst. Daß sie mit ihren Spitzenleistungen hohen Aussagewert dazu haben, daran besteht kein Zweifel. Nur muß jetzt der Leser die Schlüsse für seine Erkenntnisse aus dem Tun und Lassen des einzelnen beschriebenen bzw. sprechenden Schwaben selber ziehen. Das bedeutet einen Fortschritt auf der einen Seite, auf der anderen aber schützt es nicht vor überkommenen Einseitigkeiten. Hat es der Biograph doch in der Hand, solche Menschen für seine Beschreibung zu wählen, bei denen er «typisch schwäbisches» Wesen zu sehen glaubt oder sehen will, solche, die mit ihrem Leben dem überlieferten Idealbild am ehesten entsprechen.

Von den Aussagen der nichtschwäbischen Beobachter über die gepflegten Äußerungen Gelehrter zum Volkscharakter, über die Entdeckung der Generalformel und die folgende große Zahl popularisierender Auswertungen, über die der Voreingenommenheit und des Gefühls weniger unterworfenen Biographie hat der Weg nun zu seinem vorläufigen Ende geführt, und wir sind bei der «Jomer-Welle»

angelangt. Für sie ist die Tür zu engstirniger Verherrlichung, zur *Unart selbstgefälliger Nabelschau* nicht verschlossen. Die Betonung von «schwäbisch» schon in den Titeln vieler Veröffentlichungen läßt das vermuten. Diese vorläufig letzten Sammelzeugnisse der Suche nach dem «Bild des Schwaben» sind nicht frei von dem Verdacht, daß die Neigung zum Eigenlob noch nicht vergangen zu sein scheint und daß in der Folge weitere Verbreitung von geschmeichelten und voreingenommenen Bildern und Anschauungen zu fürchten ist.

Mag es auch als anmaßend und schulmeisterlich kritisiert werden, ein Warnschild darf an dieser Stelle vielleicht doch aufgestellt werden. Darauf hätte zu stehen: Erstens, ein Schwabe ist heute weniger als je dasselbe wie ein Altwürttemberger. Zweitens, ein nach persönlicher Vorliebe und Neigung konstruierter Idealtyp kann nicht als Vertreter des ganzen Stammes gelten. (Wo ist der Schwabe? Dafür, daß man sich hier sehr täuschen kann, sei an zwei Gestalten erinnert, an den uns allen vertrauten EDUARD MÖRIKE und an den kürzlich erst verstorbenen und vielen bekannten HANS JÄNICHE – beide anscheinend das Urbild von Schwaben, aber beide, wie ihre Namen zeigen, nicht aus schwäbischem Stamm!) Drittens: Ein aus früheren Zeiten überliefertes, ebenfalls zum Zweck konstruiertes Menschenbild kann in der Gegenwart nicht mehr gelten. (Wo ist jetzt und in der nächsten Zukunft rein schwäbisches Volk? Wie kann es das noch geben nach 1945, nach den Evakuierungen und Umsiedlungen, nach dem Zugang der Gastarbeiter, nach den Erleichterungen aller Arten von Volksmischung, nach dem ausgedehnten globalen Reiseverkehr? Wie kann man da noch versuchen wollen, das über Jahrhunderte geschlossener und fester politischer und kultureller Entwicklung entstandene Bild eines Stammes oder besser der Bewohner eines Landes zu erfassen?) Aller historischen Forschung bleibt natürlich der Weg offen – auch sie muß allerdings vorsichtig und verantwortungsbewußt vorgehen. Denn ein romantischer oder nostalgischer Rückfall in ausgefahrene Geleise wäre verhängnisvoll und stünde vermutlich einer künftigen Entwicklung des geistigen Lebens in diesem Land im Wege.